

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 12 (1922)
Heft: 31

Artikel: Die vier Verliebten [Fortsetzung]
Autor: Möschlin, Felix
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642591>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 31 — XII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 5. August 1922

Ernte.

Von Oskar Kollbrunner.

Nun bringe ich die Ernte ein
Bestreift vom Sommerabendschein.

Hoch schreite ich im Ackerland.
Die Sense klirrt in meiner Hand.

Aus meinen Händen hart und derb
Wie ist der Tod den Aehren herb.

Stumm spielt um mich des Abends Glut.
Von meiner Sense fließt's wie Blut.

Im Halmensinken raunt der Wind
Zu Zweien, die im Glücke sind.

Vier Augen leuchten hell und groß —
Mein Weib, den kleinen Balg im Schoß.

Und denen lächelt in der Ruh
Das Gold der toten Aehren zu.

Da ist's bei jedem wehen Schnitt,
Als ging im Tod ein Streuen mit:

Das Sterben ist ein kleines Stück,
Um Brot zu sein für so viel Glück!

Die vier Verliebten.

Roman von Felix Möschlin.

31

Verzweiflung und Schlawheit spricht aus dem Kauern-
den. Die Arme, lose auf die Erde aufgestützt, umschließen
mit scharfen Winkeln den in sich selbst zusammengesunkenen
Rumpf, den tief herabgesenkten Kopf und die mit spitzen
Knien eingeknickten Beine. Das Mädchen aber kommt zu-
versichtlich lächelnd daher. Die Schmerzen, die ihre nackten,
über vereiste Schneekrusten wandelnden Füße plagen müs-
sen, erreichen das Antlitz nicht. Sieg ist in ihren Augen.
Und diese siegreiche Kraft wird auch vermögen, den ver-
zweifelnden Mann in einen fröhlichen zu wandeln. Daran
ist nicht zu zweifeln.

„Ich glaube, es ist ein gutes Bild,“ sagt der alte Blu-
mer langsam und ernst, „aber es steckt etwas im Sinne
des Bildes, das mich noch nicht zum ruhigen Beschauen
kommen läßt. Bist du der Verzweifelte und sie... Frau
Steiner?“

Franz nickt zustimmend.

„Und doch sagtest du mir, es sei alles in Ordnung.“

„Eben darum ist alles in Ordnung.“

„Du gehst einen gefährlichen Weg, Franz.“

„Gefährlich bedeutet eine heilsame und erfrischende Ei-
genschaft.“

„Lüge und Heuchelei sind deine Kumpane.“

„Nein, Wahrheit und Offenheit! Er weiß, daß wir
uns kennen. Sobald die Ehe geschieden ist, heiraten wir.“

„An einer geschiedenen Frau bleibt immer etwas hängen.“

„Wir wissen, daß wir zusammengehören. Wir haben
keine Wahl. Wir haben uns mit Schmerzen gesucht. Seit-

dem wir uns gefunden haben, wächst die Freude mit jedem
Tag. Nichts steht zwischen uns als eine leere Gesetzesformel.
Die werden wir mühelos beseitigen.“

„Ich kann mir nicht helfen... es will mir nicht ge-
fallen...“

„Vertraue, Vater, und glaube!“

Der alte Blumer beschaut wieder das Bild.

„Du hättest keinen bessern Verteidiger hinstellen können
als dieses Bild,“ sagt er nach einer Weile. „Ja, das Bild
muß gut sein, denn so viel ich auch schaue, alles scheint
Wahrheit.“

„Ist Wahrheit!“ schwört sein Sohn.

„Franz,“ ruft draußen eine schwache Stimme. Sie
hören auf. Stürmische Schritte poltern über die hölzerne
Scheunentreppe. Keuchend stürmt Rösli herein und stürzt
sich über Franz, als solle er ihr geraubt werden. Den Vater
achtet sie nicht. Ihre Augen sind blind vor Aufregung.

„Rösli, was ist geschehen?“ stößt er erschrocken hervor.

„Er... ist... tot...“ preßt sie mühsam heraus.

„Steiner?“

„Ja... ein Telegramm... schwer verletzt im Spital
... ich muß reisen.“

„Von mir weg?“

Sie schaut ihn mit flehenden Augen an und stottert
und stammelt: „Ich kann ihn doch nicht, ich kann doch
nicht mit dir... wenn er... zu denken... daß ich... und
er liegt am Sterben... Leb' wohl!“ Und sie stürzte wie-
der weg.

Franz starrt ihr nach. Dann springt er gegen die Türe.
„Bleib!“



Paula Häberlin : Frauenbildnis.

„Merkt du jetzt, daß noch mehr zwischen euch steht als eine leere Gesetzesformel?“ sagt sein Vater.

Franz läßt sich auf einen Holzbloß sinken. „Aber es hat doch keinen Sinn, daß sich ein Toter uns in den Weg stellt!“

„Das Leben fragt nicht nach dem Sinn,“ sagt der Alte.

„Ist es denn möglich, daß sie ihn immer noch liebt?“ fragt Franz zitternd.

„Er war ihr Mann. Das vergißt sich nicht so leicht.“

„Aber sie soll ihn vergessen!“ schreit er.

„Geduld,“ sagt der Alte. „Man hat bloß Gewalt über sich selbst und kaum dies.“

Franz läßt sich zum Hof zurückführen, wie ein krankes Kind. Bald darauf kommt Steiners Magd und bringt ihm ein paar dürftige Abschiedszeilen. Rösli ist weggeriift. Sie wird ihm so bald wie möglich einen näheren Bericht zukommen lassen.

Er nimmt die Botschaft mit dumpfer Ergebung auf.

* * *

„Was bin ich für ein Mann,“ hatte Hans Steiner gesagt, als er vor dem Hause der Familie Zumbunner wieder rechtsumkehrt gemacht hatte, weil die gewaltsam erzwungene, fast automatische Entschlossenheit, die ihn so weit geführt hatte, nicht mehr stark genug war, um ihn auch noch zum letzten Schritt zu nötigen. Er hatte es nicht gewagt, die Glocke zu ziehen, weil ihr Klang ihn schon zum voraus erschreckte, weil sie Schritte heranzief, Menschen herbeizwang, denen er nicht in die Augen sehen konnte. Oder hätte er es vielleicht doch vermocht? hatte er sich gefragt, als er wieder ein paar hundert Meter stadteinwärts gegangen war. Vor Marthas Mutter zu stehen, war das nicht eine Unmöglichkeit? War es nicht das Wahrscheinlichste, daß gerade sie als allererste kommen würde? War's nicht immer so. Und nun als Sünder und Schuldner vor

dieser Mutter zu stehen — das ging über die Kräfte eines Mannes hinaus.

Was er am ersten Tage gewagt hatte, gleichsam dem Zwang der nun einmal eingeleiteten Bewegung folgend, dem Steine gleich, der vom Berg herunter rollt und noch eine Strecke in die Wiese hineinhüpft, das wagte er am zweiten Tage schon nicht mehr. Eine Feuermauer trennte die Hebelstraße von allen andern Straßen. Wenn er Martha doch zufälligerweise irgendwo angetroffen hätte! Aber vielleicht hätte er dann ganz einfach Reißhaus genommen. Daß ihm seine Frau von ihrem Bergdörfchen her Mut machen wollte — ach, sie hatte gut reden. Gott, dieses Zaudern und Nichtwagkönnen nahm ihm noch seine ganze Männlichkeit.

So unbeholfen und scheu hatte er noch nie einer Sitzung beigewohnt. Hatte der andere Ingenieur, der ihm beflissen den Rang ablaufen wollte, gemerkt, wie schwach er war? Darum also immer wieder die versteckten Hinweise und Anspielungen auf das, was Steiner mißlungen war: Die Projekte in Norwegen, der rutschende, unsichere Tunnel in Graubünden. Er hatte nichts Rechtes antworten können, trotzdem er gefühlt und gesehen hatte, wie der Chef sich von ihm abwandte. Schließlich war es ihm gewesen, als wohne er nur aus hergebrachter Förmlichkeit der Sitzung bei, die über neue, wichtige und weittragende Aufträge schlüssig werden sollte. Der Chef hatte mehr und mehr seinen neidischen, strebsamen Kollegen gefragt. Je höher das Machtgefühl des andern gestiegen war, desto tiefer war das seinige gesunken. Keinen Mut mehr, nicht da, nicht dort. Aber eigentlich ganz in Ordnung. Daß ihn zwei Frauen verlassen, aufgegeben, weggeschickt hatten, war ja der beste Beweis dafür. Er war eben kein Mann, darum liebten sie ihn nicht. Die erste hatte ihn freiwillig einer andern zugewiesen, die zweite hatte sich von ihm getrennt, um ihn wieder der ersten, ihrer Meinung nach allein rechtmäßigen Gattin zurückzugeben. Was war das für ein Mann, der sich so hin und her schiden ließ! Pfui! Mitten in einer rein fachmännischen Diskussion über eine neue Erfindung auf dem Gebiete des Betonbaus, deren Rentabilität in diesem speziellen Anwendungsfalle nicht so leicht festgestellt werden konnte, war er in einen ganz unbegreiflichen steckköpfigen Eifer hineingekommen, daß ihn der Chef erstaunt und auch etwas verärgert angeschaut hatte. Steiner hatte sich mit Mühe bezwungen, denn er hatte eingesehen, daß seine seelische Not nicht in dies Zimmer gehörte, obwohl er am liebsten auf den Tisch geschlagen, irgend einen Streit entfesselt hätte, nur um wieder einmal zu spüren, daß er doch noch nicht ganz wachlappig und hündisch geworden sei.

Heute oder nie, hatte er da gesagt und hatte schon das Haus vor sich gesehen, die geöffnete Türe — sich selber im Zimmer — der Mutter gegenüber, sei es, der Tochter gegenüber, ja, endlich, seinem Kinde gegenüber, sei es, hier stehe ich, entweder oder... Aber da hatte ihn der gutgemeinte Brief erreicht, den Rösli geschrieben hatte, um ihn auf den rechten Weg zu zwingen. Der aber hatte die beabsichtigte Wirkung ganz verfehlt und ihn nur noch schwächer, viel schwächer gemacht. Sie liebte also einen andern, nur das las er immer wieder aus dem Briefe.

Sie schickte ihn weg, unter falschen Vorwänden. Alles war nur Heuchelei gewesen, um ihn loszuwerden. Diese Frauen, diese Frauen! Einen Maler liebte sie also. Und er war so dumm gewesen, ihr sogar noch ein Bild dieses Malers zu schenken. Sie hatte natürlich mit ihrer Liebe und Bewunderung nicht das Bild gemeint, sondern den Maler. Die Frauen können ja kein Ding an und für sich lieben. Es muß immer mit Persönlichem verquickt sein. Und sie war so frech gewesen, dies Bild anzuschauen, wenn sie neben ihm saß. Es ließ sich ja leicht denken, wo dann jeweilen ihre Gedanken waren. Wo hing denn nur auch das Bild? Zuletzt war's nicht mehr in der Stube gewesen, nein. Aber ganz genau konnte er sich nicht mehr daran erinnern. Sie hatte es vielleicht eingeschlossen, um es ganz für sich zu haben. Man weiß ja nicht, wieviel so ein Bild einem Mädchen wert ist. Da sieht sie und nimmt's hervor, wenn sie allein ist, er aber an der Arbeit. Nimmt's hervor, legt's vor sich hin, beschaut's, verlüßt und umarmt es, drückt es ans Herz und spürt wohl eine süße Lust dabei. Widerwärtigkeiten! Und wenn sie dann weiß, daß alles in Ordnung ist, schickt sie ihn ganz einfach weg. Die Entdeckung, die Mitteilung, daß er es mit einer andern gehalten hat, kommt ihr ja höchst gelegen. Er aber, der Tölpel, glaubt an Opfermut und Edelmut, wo alles nur Berechnung ist, um leichter zu dem gelangen zu können, der auf der andern Talseite in einem Häuslein wohnt. In was für einem Häuslein? Wenn er sich nur vorstellen könnte, was das für ein Häuslein gewesen sein kann. Im Geiste beschaut er die ganze verschneite Landschaft. Ob er in dem Häuslein mit der schief angebauten Scheune gewohnt haben mag oder in jenem mit dem großen Misthaufen? Es quält ihn, daß er das Häuslein nicht weiß. Und da sitzen nun wohl die beiden und haben es gut. Ihm aber haben sie einen hübschen Bürgerweg aufgehalst. Wie sie darüber lachen mögen — besonders wenn sie dann erfahren, daß er auch noch von der Martha verstoßen worden ist, trotz allem Beten und Bitten. Er liebt Röskli nicht mehr, er haßt sie. Aber derart steht sie ihm noch viel mehr im Wege. Sie triumphiert über ihn. Ueber diesen Triumph kann er nicht hinwegkommen, er, der Mann, ja ein schöner Mann! Es ist am besten, er gibt sein Entlassungsgesuch ein, verschwindet bei so viel Schande. Man wird ja bald mit Fingern auf ihn zeigen.

Bin ich denn so ein erbärmlicher Kerl, daß mich niemand haben will? Diese Frage war ihm tagaus, tagein durch den Kopf gegangen. Wenn ihn niemand wollte, war er wertlos. Dann existierte er also eigentlich gar nicht. Denn ein Ding, um das sich niemand kümmert, ist eben nicht mehr da. Nur von sich aus Mann zu sein, geht nicht. Nur von sich aus kann kein Ding sein, das ist nicht genug.

Er hatte begonnen, jenen Mann zu beneiden, der den Schatten verloren hatte. Nur den Schatten. Er hatte ja viel mehr verloren: den Glauben an sich selber. Wenn in den Sitzungen Ideen und Meinungen in ihm aufgestiegen waren, die denen der andern gegenüberstanden, das Gegenteil besagten, hatte er sie nicht mehr zu äußern gewagt. Es würde ja doch niemand an sie geglaubt haben. Er hatte sich schließlich nach etwas Verzweifeln geseht, um

Lust zu kriegen. Aber das vernünftige, gewöhnliche Leben der Stadt war um ihn hergerauscht wie früher, und wie



Paula Häberlin : Frauenbildnis.

es auch noch viel später rauschen wird; seinen Eltern zeigte er nur Stillschweigen, das auch keinem Troste rufen konnte; seine Fachgenossen hatten angefangen, ihn zu belächeln: Der Ingenieur Steiner hat Launen! Als ihn einmal einer gefragt hatte: Wie geht's denn deiner Frau? hatte er so grob geantwortet, daß sie ihn von da an in Ruhe ließen, dafür aber um so mehr hinter seinem Rücken tuschelten und orakelten und ihn als einen halb und halb verlorenen Gesellen betrachteten. Er hatte es gespürt. Er hatte es in der Luft gespürt, die ihn im Bureau umgab. Er war immer gereizter geworden. „Sie sind nervös,“ hatte der Chef gesagt. Steiner hatte Mühe gehabt, um nicht mit einer Grobheit herauszufahren. Wenn ein Ertrinkender zap-pelt, sagen sie wohl auch, er sei nervös!

Aber was ist denn eigentlich geschehen? war dann wieder der klügelnde Verstand hinter ihm hergewesen. Zwei wollten dich nicht, die dritte wird dich mit um so mehr Freude umarmen. Beweist nicht deine Arbeit, daß du ein Mann bist? Aber Steiner war dadurch nicht getröstet worden. Es war nun einmal die Ahnung in ihm lebendig geworden, daß die Frau die wahre Urteilsstimme sei, daß sie wisse, was recht und unrecht sei, daß sie den rechten Blick für das Wesen der Dinge habe. In seinem Falle aber hatte die Frau „Nein“ gesagt. Dagegen war nichts zu machen. Aber vielleicht würde Martha jetzt gar nicht mehr nein sagen? Geh' zu ihr! „Mit abgefägten Hosen?“ Er hatte nicht gewußt, woher ihm dieser Gassenbubenvergleich gekommen war. Er hatte ihn bloß mit Lust ein paarmal wiederholt. Mit abgefägten Hosen? Nein, so tief gesunken war er denn doch noch nicht.

Und er hatte Reisepläne gemacht und auf eine russische Offerte mit einem bereitwilligen Schreiben geantwortet. Aber wieder hatte ihn der klügelnde Verstand am Rockschöß gefaßt: Nicht so schnell, mein Lieber, aus diesem unnatürlichen Zustande nur keine Konsequenzen gezogen. Daß



Paula Häberlin : Professor Singer, Bern.

es ein unnatürlicher Zustand ist, kann ich dir beweisen: Erstens kommst du aus der Höhenluft wieder ins Tiefland, aus der freien Natur wieder in die Stadt. Schon das stört und verstört. Du hast eine Ehe hinter dich geworfen, auch dies bedeutet Zerrüttung. Du bist im Zustande der Neuorganisation. Ueberdies quält dich ein unerfülltes Versprechen und ein festbeschlossenes Vorhaben, das noch nicht ausgeführt worden ist. Gedulde dich ein Weilchen. Tu gewissermaßen, als ob du dich gerade jetzt gar nichts angingst. Offeriere den allzu aufdringlichen Gedanken fünfzig Prozent Abfindungssumme. Das ist ganz recht und redlich gehandelt, wie in jedem andern Kontrakte auch. Wenn dann alles in Ordnung ist, fängst du eben wieder ein neues Leben an, und dann wirst du entdecken, daß dies neue Leben nichts anderes ist als dein jetziges, glaube mir. Und du wirst dich dann dabei ganz wohl befinden.

(Fortsetzung folgt.)

Zu den Bildern von Frau Paula Häberlin.

Paula Häberlin ist als Künstlerin den Bernern keine ganz Unbekannte. Sie hat vor Jahren im Berner Kunstmuseum eine Anzahl ihrer Bilder ausgestellt, zumeist waren es Porträts in Öl und in Holzschnitten. Alle trugen den Stempel guter Schulung, aber auch den einer beachtlichen, gebienden künstlerischen Persönlichkeit. Das Porträt scheint der Künstlerin besonders zu liegen. Man möchte ihr die nötigen Aufträge zur Entwicklung ihrer Vollkraft zuwünschen. Mit großer Energie und Hingabe arbeitete sie sich in den letzten Jahren in die Empfindungswelt der modernen expressionistischen Kunst hinein. Sie hat die Resultate dieses Strebens der Öffentlichkeit noch vorenthalten. Eine Ausstellung dieser neuesten Arbeiten müßte die Freunde ihrer Kunst und dazu ein weiteres Publikum interessieren. Leider sind

die Aussichten dazu für Bern gering, da Frau Häberlin mit ihrem Gatten, dem bekannten Psychologen und Philosophen, nach Basel wegzieht. Unsere herzlichsten Wünsche begleiten das sympathische und vielverehrte Paar in ihre neue Heimat. H. B.

Freud und Häberlin.

Von Dr. A. Fankhauser.

Freud ist Psychiater, Häberlin Pädagoge und Philosoph.

Freud beschäftigt sich mit Kranken, kennt die Seele in ihren nicht alltäglichen Krankheitserscheinungen. Häberlin aber geht der Seele in ihrer Gesundheit und in ihrer Krankheit nach und kennt vor allem auch jenen Zug, der nach dem Sinn des Lebens und der Dinge fragt, als wesentliches Merkmal jeder Seele.

Daraus könnte man die Unterschiede der beiden Psychologen feststellen und herleiten, Freuds, der durch seine „Psychoanalyse“ so viel Staub aufgewirbelt hat, Häberlins, unseres nun wegziehenden Professors, dessen wissenschaftlich theoretischer Begründungsversuch einer wirklichen Psychologie noch erst von sich reden machen wird.

Als Sigmund Freud vor Jahrzehnten in seiner psychiatrischen Praxis dazu kam, ein „Unterbewusstes“ anzunehmen, aus dessen Gründen herauf viele Motive des menschlichen Handelns kommen, tat er den großen Schritt in der Umwälzung der Psychologie, der Wissenschaft vom Seelenleben. Fortan war Psychologie nicht nur mehr die „Wissenschaft der Bewusstseinsinhalte“, sondern jedes feststellbaren unterbewussten und bewussten Geschehens in der menschlichen Psyche.

Als Häberlin von seinen naturwissenschaftlichen und philosophischen Studien her kam, sah er die Seelenwissenschaft in den Klammern der Naturwissenschaft, sah zugleich, wie die Naturwissenschaft einen Widerspruch nicht lösen konnte: Gefühle und Willensvorgänge waren tatsächlich sinnlich nicht wahrnehmbar, mußten also genau genommen von der Naturwissenschaft als nicht existierend gelehnt werden. Darum tat er den entscheidenden Schritt und stellte fest: Es gibt nur eine Wirklichkeit, aber zwei Erfahrungsweisen von dieser Wirklichkeit: die Icherfahrung, womit ich Gefühle und Willensakte feststelle, und die Fremderfahrung oder die Erfahrung der Sinne, womit ich die Außenwelt und meinen Körper erfahre. Nur eine der beiden Erfahrungsweisen kann der Wirklichkeit entsprechen, und zwar nicht die sinnliche Fremderfahrung, sondern bloß die unmittelbare Icherfahrung. Diese Feststellung stürzt eine ganze Weltanschauung, erklärt das ganze Bild des Wirklichen als fremd, ungedeutet und wohl auch undeutbar, während wir gewohnt sind, das als im höhern Grade wirklich zu betrachten, was wir mit Händen fassen können, und meist nicht inne werden, wie viel wirklich in uns Zorn und Haß und Liebe und Kraft und Mut und Entschlüsse sind, wie viel wirklich und vertrauter als z. B. die Farbe eines Steines!

Freud stellt das Unbewusste fest — Häberlin das Primat der Icherfahrung in der Rangordnung der Wirklichkeit. Zwei Kategorien, die einander nicht berühren, so wenig wie Farbenchemie und das Honorar eines Kunstkritikers; sie bewegen sich auf Geleisen, die sich nicht kreuzen. Auf diese Differenzen kommt es auch nicht an, wenn man von den beiden Psychologen spricht, darüber werden die Wissenschaftler sich streiten; man mag sich nur sagen, daß Häberlins Theorie vom Primat des Icherfahrens im Durchbruchkampf der neuen, kommenden Geistigkeit nur ein Symptom darstellt.

Worauf es aber ankommt, das ist die Ausgestaltung des Systems, die Benennung, Einordnung und richtige Deutung der einzelnen Seelenvorgänge, die von den beiden an Gesunden und Kranken beobachtet wurden. Hier geht nun jahrzehntelang Freud praktisch voran und liefert das Ma-